



SPIEGEL
Bestseller

XATAR

ALLES ODER NIX

riva

Bei uns sagt man,
die Welt gehört dir

XATAR

ALLES ODER NIX

XATAR

ALLES ODER NIX

Bei uns sagt man,
die Welt gehört dir

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

info@rivaverlag.de

5. Auflage 2022

© 2015 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Türkenstraße 89

80799 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Antje Steinhäuser/Dennis Sand

Umschlaggestaltung: ADOPEKID Grafikdesign, Hamburg

Umschlagabbildung: © Ondru

Bilder Innenteil: privat

Innenlayout: Isabella Dorsch, München

Satz: Daniel Förster, Belgern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-86883-755-1

ISBN E-Book (PDF) 978-3-95971-003-9

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-95971-004-6



Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter: _____

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

***Ein Märchen, das am Zwölften in die Celsiusstraße führte,
doch in der Zukunft existieren wird, so Gott will ...***

Gewidmet: Hans Draeger und meiner Familie

PROLOG

Irgendwo im Irak, Februar 2009

Es heißt, dass man einmal im Leben durch die Hölle gehen muss, um einen Geschmack vom Paradies zu gewinnen. Ich weiß nicht, wie das Paradies schmeckt. Aber von der Hölle habe ich mittlerweile eine ungefähre Vorstellung. Zumindest von der Hölle auf Erden.

Diese Hölle wurde auf Beton gebaut. In dieser Hölle hat ein Menschenleben keine Bedeutung. Und sie ist dazu auch noch verdammt ungemütlich. Eine Sprungfeder bohrt sich in meinen Rücken, während ich auf einem versifften Sofa rumrutsche und beobachte, wie der Putz langsam von den Wänden bröckelt. Ich schaue mich in der riesigen Halle um, aber es gibt nichts zu sehen. Sie ist komplett leer. Wie ein verlassener Bürokomplex. Nur eine kaputte Uhr hängt an der Wand. Der Sekundenzeiger springt immer wieder zurück.

Es war Mittag, als sie uns geholt haben. Sie haben Shamso, Bira, mich und die anderen abgeführt und in Militärfahrzeuge gesetzt. Meinen Kopf haben sie mir auf die Knie gedrückt. Während der Fahrt schrien sie mich immer wieder an. Manchmal schlugen sie auch zu. Eine Tortur. Als wir ausgestiegen sind, habe ich nur noch Beton gesehen. Einen riesigen, grauen Gebäudekomplex mit Einschusslöchern in den Außenmauern. Ich wusste sofort, was das für ein Ort ist. Jeder hier weiß es. Die Geheimdienstzentrale vor den Toren Bagdads ist berüchtigt. Sie gehört zu den meist gefürchteten Plätzen im Irak. Niemand, der noch irgendwie bei Verstand ist, kommt ihm freiwillig zu nahe.

Ich wische mir den Schweiß von der Stirn und starre auf den Fußboden. Der Beton hat Risse. Ich kann nicht mehr klar denken. In meinem Kopf kreist alles immer wieder um dieselben Fragen: Wo sind die anderen? Wie geht es weiter? Was zur Hölle passiert jetzt mit uns? Irgendwann höre ich Schritte auf dem Flur. Ein Mann in einem schwarzen

Anzug kommt auf mich zu. »Giwar, kommen Sie doch bitte mit«, sagt er sehr förmlich und gibt mir ein Zeichen, dass ich aufstehen soll.

Hinter ihm stehen zwei Soldaten. Junge Kerle, nicht älter als zwanzig. Sie tragen Uniformen und Kalaschnikows und führen mich durch die Irrgänge des Betongebäudes. Ich spüre den Lauf ihrer Maschinenpistolen in meinem Rücken.

Nachdem wir einen endlosen Flur entlanggelaufen sind, werde ich eine Treppe runtergeführt und stehe in einem Innenhof. Ich kann den Vollmond sehen. Es muss weit nach Mitternacht sein. Ein abartiger Gestank steigt mir in die Nase. Eine beißende Mischung aus Blut, Kot und Urin. Und dann höre ich Schreie. Ich weiß nicht, wo sie herkommen. Ich höre nur immer wieder Männer, die so laut schreien, als würde man ihnen bei vollem Bewusstsein ein Bein amputieren.

»Weiter!« Einer der Soldaten stößt mir mit dem Griff seiner Kalaschnikow in den Rücken.

Ich gehe langsam durch den Innenhof und schaue mich um. Fünf Stockwerke sind die Gebäude hoch, ab dem zweiten sind alle Fenster vergittert. Vor meinen Füßen krabbeln Kakerlaken. Dutzende von Tieren. Sie sind riesig.

Der Boden ist gekachelt und nass. Ich kann im Mondlicht nicht erkennen, ob ich hier gerade durch eine Wasserpfütze oder durch eine Blutlache gehe.

Vor uns steht ein gebeugter, alter Mann. Er wischt die Flüssigkeit auf dem Boden auf und scheint uns gar nicht wahrzunehmen. Mir wird übel, ich habe Sodbrennen und bekomme langsam das Gefühl, das Bewusstsein zu verlieren. Oder den Verstand. Oder vielleicht auch beides.

Als ich den Hof etwa zur Hälfte durchquert habe, kann ich in eine der geöffneten Türen blicken. Da sitzen etwa vierzig Männer auf engstem Raum aufeinander. Keiner sagt etwas. Alle blicken mich nur wie lauernde Hyänen an. Unter ihnen erkenne ich einen Behinderten. Ein Mann mit einem völlig deformierten Körper. Er liegt einfach da, zwischen den anderen. Die meisten der Kerle sind bis auf die Knochen abgemagert. Mir schießen tausend Gedanken durch den Kopf. Wo zur Hölle bin ich hier gelandet?

In der Ecke des Innenhofes sitzt ein Soldat auf einem kleinen Hocker. Der Typ ist eigentlich noch ein Kind. Er ist vielleicht fünfzehn Jahre alt, hält ein schweres Maschinengewehr in der Hand und kaut auf einem Zahnstocher herum. Als sich unsere Blicke treffen, grinst er mich an und streicht mit seiner Hand demonstrativ über die Waffe. Wahrscheinlich wartet er nur darauf, dass jemand aus der Zelle kommt, den er abknallen kann. Dann höre ich wieder die Schreie.

»Weiter, weiter«, rufen die beiden Soldaten hinter mir nun deutlich aggressiver und stoßen mir wieder ihre Kalaschnikows in den Rücken. Sie deuten auf eine Tür am anderen Ende des Hofes. Wieder im Gebäude werde ich eine Treppe raufgeführt und in einen kleinen Raum gebracht. Zwei Stühle und ein Schreibtisch. Ich setze mich.

Nach ein paar Minuten betritt ein Mann den Raum. Er stellt sich als Jamal vor. Alles an ihm ist schwarz. Sein Anzug, seine Krawatte, seine Haare und vor allem seine Augen.

Jamal gibt mir die Hand. »Giwar, es ist schön, dass du unser Gast bist«, sagt er in einem ekelhaft freundlichen Ton. Ich muss an die zusammengepfachten Menschen in der Zelle denken. An den Gestank von Blut und Kot und an die Kakerlaken. Jamal schickt die beiden Soldaten vor die Tür.

»Keine Sorge«, sagt er. »Wir wollen uns nur unterhalten.«

Ich atme tief durch und mache mich auf das Schlimmste gefasst.

»Giwar«, sagt er wieder in diesem öligen Ton, »Du bist doch ein Kurde?«

»Ja«, antworte ich knapp.

»Dann musst du doch stolz darauf sein, was deine Landsmänner im Norden des Landes geschaffen haben. Aus dem Nichts. Aus dem Wüstenstaub. Wie ich hörte, warst du erst vor einigen Tagen dort. In Erbil.«

Ich schaue Jamal an und schweige.

»Sie haben einen Ort geschaffen, an dem sie in Freiheit ihre Flagge hissen können. Ihre Sprache sprechen können. Sie haben Schulen. Sie haben Krankenhäuser. Sie haben all das, was man ihrem Volk immer verwehrt hat.« Ist dieser irakische Geheimdiensttyp ein verdammter Politiker oder was? Wenn er mich nur in diese Hölle gebracht hat, um mitten in der Nacht über die Kurdenfrage zu sprechen, bin ich gerne bereit, ihm meinen politischen Standpunkt darzulegen. Aber ich weiß, hier geht es um etwas anderes.

»Ja«, antworte ich also knapp und lasse Jamal nicht aus den Augen. »Bombe. Es ist wirklich alles sehr schön geworden dort. Das mit den Flaggen und den Krankenhäusern. Gut geworden ist das.«

Jamal schaut komplett durch mich durch und verzieht keine Miene. »Das ist es«, sagt er mechanisch. »Und weißt du, wie die Kurden das alles geschaffen haben?«

Ich zögere. »Durch einen festen Willen«, versuche ich, die von ihm erhoffte Antwort zu erraten. »Nein, Giwar«, korrigiert er mich. »Nur durch Brüderlichkeit. Und Brüderlichkeit kommt von Vertrauen und Ehrlichkeit.« Alles klar. Darauf will der Pisser also hinaus. »Du teilst diese Werte doch mit uns?«, fragt er mich scheinheilig.

»Natürlich«, antworte ich knapp.

»Gut, dann lass uns ganz offen reden. Giwar, du hast etwas in deinem Besitz, von dem wir gerne wüssten, wo du es versteckst«, sagt er und zum ersten Mal deutete sich eine Art Lächeln auf seinem Gesicht an. »Du weißt doch, wovon ich rede. Wo ist das Gold, Giwar?« Was auch immer dieser Kerl von mir will, die Wahrheit werde ich ihm nicht erzählen, sage ich mir.

»Gold?«, frage ich zurück. »Du sprichst von meinem Zahngold?« Jamal kommt mir etwas näher. »Ich habe da einen guten Zahntechniker. Der kriegt das fantastisch hin. Wenn du willst, gebe ich dir seine Nummer, aber er sitzt in Bonn und ob sich die Reise ...«

Es hat keinen Sinn. Jamals weiße Haut wird ganz rot und seine Augenbrauen ziehen sich zusammen. »Du hältst das wohl für einen Scherz?«, schreit er. Seine Hände ballen sich zu Fäusten. »Verarsch mich nicht! Junge, was glaubst du eigentlich, mit wem du es hier zu tun hast?«, schreit er immer lauter und seine Stimme überschlägt sich fast. Der Mann kriegt sich überhaupt nicht mehr ein.

Sofort kommen die beiden Soldaten von draußen in den Raum gerannt und beginnen, mit den Griffen ihrer Kalaschnikows auf mich einzuprügeln. Sie schlagen so hart zu, dass ich vom Stuhl falle. Ich krümme mich zusammen und lege die Arme schützend um meinen Kopf. Die Jungs sind so wütend, dass sie gar nicht mehr aufhören, auf mich einzutreten.

»Reicht!«, schreie ich irgendwann. »Es ist nur ein Missverständnis!« Als die minutenlangen Schläge enden, heben mich die beiden Soldaten wieder auf den Stuhl. Der Agent schaut mir tief in die Augen und atmet laut aus. »Giwar«, sagt er dann wieder mit beherrschter Stimme. »Du darfst keine Spielchen mit uns spielen.« Er geht zu seinem Schreibtisch und öffnet die oberste Schublade.

»Ich mache dir einen Vorschlag. Wir fangen noch einmal von vorne an.« Er zieht eine Knarre aus der Schublade. Jamal guckt mir in die Augen und ich schwöre bei Gott, zum ersten Mal in diesem Albtraum, der nicht mehr enden will, habe ich dieses Gefühl, dieses beschissene Gefühl, das man hat, wenn man weiß, dass bald alles vorbei sein könnte. Dieses Gefühl, wenn man spürt, dem Tod näher zu sein als dem Leben. »Du erzählst mir jetzt die Geschichte, die ich hören will«, befiehlt er in hartem Militärton. Dann entschert er die Waffe und legt sie auf den Tisch vor mir. Der Lauf ist auf mich gerichtet. »Ich will, dass du mir alles erzählst. Alles, seitdem du denken kannst! Ich will die ganze Geschichte.«

TEIL 1

FREIHEIT

KAPITEL 1

Die ersten Erinnerungen meines Lebens sind Erinnerungen an den Knast. Meine Eltern waren kurdische Freiheitskämpfer. Sie hatten einen Traum – und für diesen Traum waren sie bereit, in den Krieg zu ziehen. Sie träumten tatsächlich von einem autonomen Kurdistan. Von einem Land, in dem die Kurden ihre Flagge hissen und ihre Sprache sprechen können.

Als meine Eltern sich im Iran kennenlernten, hätten sie wohl nie gedacht, dass ihr Traum sie mal in eine Gefängniszelle führen würde. Mein Vater ist Musiker. Ein Freigeist, der seine Tage und Nächte damit verbrachte zu komponieren. Meine Mutter unterrichtete neben ihrem Studium an einer Grundschule. Die beiden waren keine Kämpfer. Aber sie lernten sich in einer Zeit kennen, in der das politische Klima im Iran extrem aufgeheizt war. Alle Zeichen standen auf Revolution. Es war eine Zeit, in der viele Kurden die Hoffnung hatten, ihre Träume von einem eigenen Staat endlich umsetzen zu können. Meine Eltern wollten diese Chance nutzen. Sie schlossen sich der Kurdischen Demokratischen Partei an und griffen für ihren Traum zu den Waffen. Sie kämpften an der iranisch-irakischen Grenze für die Freiheit ihres Volkes.

Als ich drei Jahre alt war, wurde aus dem Traum ein Albtraum. Meine Eltern wurden von irakischen Sicherheitskräften verhaftet. Sie wurden nach Samawa gebracht, eine kleine Stadt südlich von Bagdad. Und ich wurde von den Soldaten gleich mitgenommen. Das Gefängnis von Samawa war kein normales Gefängnis. Die Gefangenen hier sollten nicht bloß ihre Strafe absitzen. Die Menschen, die nach Samawa gebracht wurden, sollten sterben.

Die Zellen waren groß. Aber sie waren voll. Sie warfen einfach jeden rein, der hier ankam, vollkommen egal ob Männer, Frauen oder Kinder. Bis zu zwanzig Gefangene vegetierten in diesen Kerkern vor sich hin. Ängstlich und zusammengedrängt. Mütter kauerten in den Ecken und hatten ihre Kinder im Arm. Es war immer ruhig an diesem Ort. Aber es war eine bedrückende Ruhe. Niemand hat sich getraut zu sprechen. Jeder war nur damit beschäftigt, in diesem Drecksloch irgendwie zu überleben.

Das Schlimmste war aber nicht der Gestank. Nicht die Kakerlaken. Das Schlimmste war die Ungewissheit. Immer wieder kamen die Wärter und nahmen meinen Vater mit. Oft mehrmals am Tag. Meine Mutter und ich blieben in der Zelle zurück. Wir wussten nicht, was jetzt passieren würde. Wir wussten nicht, wie es weitergeht. Als die Wärter ihn ein paar Stunden später wieder in die Zelle zurückbrachten, war er ein anderer. Bis heute haben wir nie über das gesprochen, was genau passiert ist. Aber die Narben, die er auf seinen Armen trägt, erzählen mir mehr, als seine Worte es jemals könnten.

Ich glaube fest daran, dass unser Leben von Gott geschrieben ist. Und es gibt Momente, da werfen die Wendepunkte unserer Geschichte ihre Schatten weit voraus. Unsere Zeit in Samawa muss so ein Moment gewesen sein.

Irgendwann holte eine internationale Organisation unsere Familie aus dem Knast und brachte uns zunächst nach Paris.

Dort ging der Albtraum weiter. Wir kamen im tiefsten Winter an. Und nicht nur der Temperaturwechsel war ein Schock. Das Asylantenheim war eine Baracke. Wir lebten dort mit Hunderten anderer Menschen, unsere Matratzen waren voller Blut und Urin. Die Bettwäsche wurde nie gewechselt. Das Schlimmste aber war, dass wir zu dieser Zeit überhaupt kein Geld hatten. Wir bekamen nur Essensmarken vom Staat, mehr nicht. Das war eine Katastrophe. Mütter mussten für ihre Kinder Windeln klauen, um irgendwie über die Runden zu kommen. Das war menschenunwürdig. In unserem Asylantenheim waren Familien, die alles taten, um ihre Kinder vor dem Krieg zu bewahren, die auf ein besseres Leben hofften. Und dann waren sie gezwungen, Windeln zu klauen. Was für ein Abfuck.

Irgendwann lernten meine Eltern Ali Homam Ghazi kennen. Ghazi war ein einflussreicher Diplomat der iranischen Botschaft. Ein Kurde mit deutschem Pass und besten Beziehungen in höchste Regierungskreise. Er hat alles in seiner Macht Stehende getan,

um die Unabhängigkeitsbestrebungen der Kurden zu unterstützen. Und Hunderte von gefangenen Kämpfern aus dem Kriegsgebiet geschleust. Als er von unserer Familie hörte, wollte er helfen. Er wollte meinem Vater einen Job als Komponist in Deutschland verschaffen. Er holte uns nach Bonn. Das war im Jahr 1986 und ich war gerade einmal fünf Jahre alt.



Wir wohnten zunächst bei der Familie Ghazi. Sie hatten ein riesiges Anwesen mitten im Wald. Für mich war es das Paradies auf Erden. Gerade nach der Zeit im Irak und in Paris, wo wir gar nichts besaßen, lebten wir plötzlich im Überfluss. Für alles war gesorgt. Es gab eine Haushälterin, die sich um unsere Wäsche kümmerte. Es gab eine Putzfrau, die unsere Betten machte und für mich gab es jede Menge Spielzeug. Außerdem war der Kühlschrank immer gut gefüllt. Wir lebten sechs Monate dort.

Meine Eltern wollten die Gastfreundschaft von Ghazi nicht strapazieren. Sie wollten wieder auf eigenen Beinen stehen. Mein Vater bemühte sich um eine Wohnung für uns, aber das war nicht einfach, weil wir weder Deutsch konnten noch genügend Geld besaßen. Genau genommen hatten wir gar nichts. Die Stadt hat uns irgendwann eine Sozialwohnung gestellt. Bonn, Brüser Berg, Celsiusstraße. Heute würde man sagen: Mitten im sozialen Brennpunkt. Aber diese Begriffe sagten uns damals nichts. Wir kamen aus einem Kriegsgebiet. Brennpunkte waren für uns etwas anderes.

Meine Eltern waren froh, dass wir wieder unsere eigenen vier Wände hatten. Zwei kleine Schlafzimmer, ein Wohnzimmer und eine Küche. Und ich hatte zum ersten Mal in meinem Leben mein eigenes Zimmer. Das war für mich purer Luxus. Es half mir dabei, über andere hygienische Missstände hinwegzusehen, die sich nach und nach in unserem kleinen Reich offenbarten. Zum Beispiel die Sache mit den Kakerlaken. Ich hatte ja nichts Grundsätzliches gegen die Dinger. Aber unsere ganze Wohnung war voll mit den Viechern.

Wenn ich morgens die Cornflakes aus dem Schrank holte, krabbelten ganze Horden quer durch die Küche. Wenn wir vom Einkaufen zurückkamen und die Tür öffneten, flüchtete eine Armada von bunten Käfern vor uns. Für mich war das nichts Besonderes. Und es störte mich auch nicht, denn ich wusste, dass die Dinger zuverlässig nach ein paar Minuten wieder hinter den Wänden verschwanden und mich nicht weiter belästigten. Ich wuchs im Iran auf. Als Kleinkind spielte ich in den Bergen mit Skor-

pionen. Mich konnten ein paar Kakerlaken nicht schocken. Erst als mich mein bester Kumpel Raffy besuchte und mir sagte, dass es krass eklig wäre, so viel Ungeziefer in der Wohnung zu haben, und er sich dann auch noch weigerte, aus der Cornflakes-Packung zu essen, über die ein paar Insekten gekrabbelt waren, wurde mir bewusst, dass die Anwesenheit unserer kleinen Freunde wohl nicht zur Standardausstattung deutscher Wohnungen gehört.

Irgendwann haben wir dann herausgefunden, was die Käfer anlockte. Die Wände hinter den Küchenschränken waren komplett verschimmelt. Der Pilz hatte richtige Löcher in den Putz gefressen. Meine Eltern haben das nicht wahrgenommen. Sie hatten auch gar nicht den Kopf dafür. Sie hatten Jahre im Krieg verbracht, waren monatelang im Gefängnis, wurden gefoltert und erlebten die Hölle auf Erden. In ihrer Welt waren Schimmel hinter den Küchenschränken und Kakerlaken auf der Cornflakes-Packung die kleinsten aller Probleme.

Wir waren mittlerweile zwar in Deutschland angekommen, aber der Krieg war für meine Eltern noch immer nicht vorbei. Es verging kein Tag, an dem bei uns nicht über Politik gestritten wurde. Mein Vater war ständig am Telefonieren. Er wollte auf dem Laufenden bleiben. Doch es waren meistens schlechte Nachrichten, die uns erreichten. Während eines Giftgasangriffs starb der Bruder meiner Mutter. Der Bruder meines Vaters wurde im iranischen Fernsehen öffentlich hingerichtet. Es war eine bedrückende Stimmung, die über unserem Leben lag: Ständig ist irgendwer irgendwo gestorben, immer ist irgendwann irgendwas passiert. Meine Familie ist zwar aus dem Kriegsgebiet rausgekommen, aber ich hatte oft das Gefühl, dass sie die Probleme der Heimat in ihrem Kopf und in ihrem Herzen mit nach Deutschland brachten.

Nach allem, was die beiden mitmachen mussten, ist das wahrscheinlich normal. Meine Mutter erzählte uns beinahe jeden Abend die Geschichten aus dem Krieg.

Sie erzählte mir von der Zeit, als sie mit mir schwanger war. Das war die Zeit, als sie zum ersten Mal verhaftet wurde. Sie erzählte mir von der Großraumzelle, in die man sie steckte. Von dem Dreck. Und von sadistischen Wärtern. Immer wenn eine Frau zum Tode verurteilt wurde, vergewaltigten die Aufseher die Frau, bevor sie sie hinrichteten. Damit sie nicht als Jungfrauen ins Paradies aufsteigen konnten. Jeden Morgen haben sie meine Mutter aus der Zelle geholt, um sie zu foltern. Und jeden Morgen haben sie ihr dann das immer gleiche Angebot gemacht: Verrat uns die Position der kurdischen Rebellen. Dann hören die Schmerzen auf. Dann lassen wir dich frei. Meine Mutter hat geschwiegen. Bis zuletzt.

Ihre Erzählungen klangen für mich damals wie Erzählungen aus einer anderen Welt. Und das tun sie noch heute.



Aber wir schauten nach vorne. Ein Jahr, nachdem wir nach Bonn kamen, wurde meine kleine Schwester geboren. Wir hatten uns mittlerweile arrangiert. Mein Vater arbeitete bei den Bonner Philharmonikern. Er sprach zwar noch kein perfektes Deutsch, aber die Musik war eine universelle Sprache. Und mein Vater lebte für die Musik. Es gibt ein sehr altes Foto von ihm. Es stammt aus seiner Zeit im Iran. Aus der Zeit vor dem Krieg. Er sitzt einfach da und ist komplett in seine Notenblätter vertieft. Die Musik war für meinen Vater eine Art Parallelwelt, in die er jederzeit abtauchen konnte. Vielleicht hat ihm diese Welt geholfen, mit dem umzugehen, was er aus dem Krieg mitbrachte. Jedenfalls hat er es fertiggebracht, aus seinen Erfahrungen und aus seinem Leid Kunst zu schaffen. Und das habe ich damals schon bewundert.

Nach drei Jahren arbeitete er an einer Sinfonie, die einige Jahre später an der Frankfurter Oper uraufgeführt wurde. Zwanzigtausend Deutsche Mark hat er für dieses Werk bekommen. Damit mussten wir dann ein Jahr lang auskommen.

Mein Vater hatte kein Verhältnis zum Geld. Er gab aus, was reinkam. Er lebte komplett seinen Musikfilm. Wenn er nicht gerade über Politik diskutierte, tauchte er wieder ab in seine Parallelwelt und fing an zu schreiben und zu komponieren. Meine Mutter war es, die dafür sorgte, dass das Essen auf den Tisch kam. Sie nahm alle möglichen Jobs und Putzstellen an, um uns durchzubringen. Anders hätten wir es nicht geschafft. Und nebenbei fing sie noch ein Studium an.

Auch ich lernte langsam die deutsche Sprache. Neben dem Klavierunterricht, den mir meine Mutter durch ihre Nebenjobs finanzierte, war mir aber die bildende Kunst das Wichtigste. Ich habe es geliebt, zu zeichnen und zu malen. Das war mein Weg, mich auszudrücken. Als ich in den Kindergarten kam, haben meine Erzieherinnen mein Talent erkannt und versucht, mich zu fördern. Wir hatten eine kleine Tafel in unserem Gruppenraum. Ich habe dauernd darauf rumgekritzelt. Einmal habe ich mir in den Kopf gesetzt, eine Weltkarte zu malen. Ich habe mir wirklich Mühe gegeben und bestimmt zwei Stunden versucht, das Ding möglichst realistisch hinzubekommen. Zumindest von der äußeren Form her. Bei den Details improvisierte ich etwas. Nachdem ich auf der Originalkarte kein Kurdistan finden konnte, ich nach den Erzählungen meiner Eltern aber

den Eindruck hatte, dass es sich um ein wirklich riesiges Land handeln müsste, zeichnete ich es einfach zwischen Türkei und Deutschland dazu, um die Karte etwas aufzuwerten. Dank einiger kreativer Erweiterungen war ich damals recht zufrieden mit meinem Werk. So hätte man es auch in einen Atlas drucken können, fand ich. Auch meine Kindergärtnerinnen waren begeistert. Sie sagten, dass das so gut gemalt ist, dass es eigentlich viel zu schade sei, um es wieder wegzuwischen.

Das war für mich ein großes Kompliment. Ich war zum ersten Mal in meinem Leben richtig stolz auf etwas, das ich selbst geschaffen hatte. Ich erzählte das direkt meinen Eltern.

»Mama, ich habe eine Karte auf die Tafel gemalt und die wird nie wieder weggewischt, haben die Frauen im Kindergarten gesagt.«

Ich plante schon, dass meine Eltern mich im Laufe der Woche im Kindergarten besuchen müssten, um sich das Werk anzuschauen. Meine Mutter sollte am Mittwoch kommen und mein Vater am Donnerstag. Beide sollten einzeln kommen, damit sie das Bild in Ruhe studieren konnten.

Aber zunächst sollten die anderen Kinder die Karte bestaunen. Am allermeisten freute ich mich, dass die Tafel für sie jetzt gesperrt war.

Ich lag noch die ganze Nacht lang aufgeregt in meinem Bett und konnte nicht schlafen. Als ich am nächsten Tag in den Kindergarten kam, war das Bild dann aber doch schon weg. Statt meiner Karte waren nun einige abstrakte Gänseblümchen auf die Tafel gekritzelt.

Im ersten Moment war ich enttäuscht. Aber diese Erfahrung spornte mich auch an. Ich wollte endlich etwas schaffen, das bleibt. Das gelang mir zwei Jahre später. In der Grundschule. Ich war sieben oder acht Jahre alt und habe mit Wasserfarben ein Bild gemalt, das später sogar im Kulturministerium ausgestellt wurde. Ich malte einen Maler, der auf einer Wiese sitzt. Vor ihm standen französische Sehenswürdigkeiten, die er auf seinen Block zeichnet. Eine reine Fantasieszene. Das habe ich einfach aus dem Kopf entworfen. Irgendwie war dieses Bild auch eine Landkarte für mich. Mit Symbolen aus Paris und Bonn und den Kunstbüchern, die ich bei meinen Eltern rumliegen sah. Aber dieses Mal wurde mein Bild nicht weggewischt. Im Gegenteil. Man rahmte es ein und stellte es aus. Dieses Gefühl, etwas Bleibendes zu schaffen, war genau mein Ding.

Wenn ich nicht gerade malte, verbrachte ich die meiste Zeit draußen bei uns in der Siedlung. Nicht nur wegen der Kakerlaken und dem Schimmel, der mir immer unangenehmer wurde und den ich meinen Freunden nicht zumuten wollte. Es war einfach

extrem unruhig zu Hause. Unsere Bonner Wohnung war Teil einer Hochhaussiedlung. Und die Wände waren dünn. Über uns wohnten Kurden. Unter uns wohnten die Schwildens. Eine klassische, deutsche Biertrinker- und Fußball-Familie. Wahrscheinlich haben sie ihre Sozialhilfe komplett für Alkohol verballert. Irgendwer hat sich jedenfalls immer gestritten im Haus. Und wir bekamen alles mit, als würde es direkt in unserem Wohnzimmer passieren.

Auch wenn mir das Geschrei auf die Eier ging – es gehörte zum Leben in der Siedlung einfach dazu. Ich kannte es nicht anders. Dafür haben auch alle immer mit angepackt, wenn es mal ein Problem gab.

Bei uns im Block gab es eine krasse Solidarität. Die hat jeder gelebt und das hat mir gut gefallen. Dafür nahm ich ein paar schlaflose Nächte gerne in Kauf.



Ich war neun Jahre alt, als Kevin starb. Kevin war ein Junge aus der Nachbarschaft und einer meiner besten Freunde. Er wohnte in der Papageiensiedlung, einem Wohnblock für sozial schwache Deutsche und Sintis. Die Siedlung war bei uns um die Ecke und bestand aus Containern, die um einen großen Hof aufgestellt waren. Raffy und ich hingen dauernd dort ab. Die Leute, die in der Papageiensiedlung lebten, waren arm, aber sie waren sehr herzlich und wir hatten viele Freunde dort.

Kevin starb bei einem Autounfall. Er war als Einziger im Wagen angeschnallt. Das kostete ihn das Leben. Er wurde vor den Augen seiner Eltern eingequetscht. Ich war furchtbar traurig. Die ganzen Nachbarn saßen bei den Eltern und versuchten, sie zu trösten. Kevins Mutter war verzweifelt. Sie bezog Sozialhilfe und hatte keine Ahnung, wie sie das Geld für die Beerdigung auftreiben sollte. Sie konnte sich nicht mal den günstigsten Sarg für ihren Sohn leisten. Das hatte sich mittlerweile rumgesprochen. Wir saßen im Innenhof bei den Erwachsenen, als plötzlich ein älterer Jugendlicher kam. Er muss sechzehn oder siebzehn gewesen sein, trug einen Jogginganzug und eine goldene Uhr. Die brannte sich mir sofort ins Gedächtnis ein. Der Junge mit der goldenen Uhr ging zu Kevins Familie und bekundete allen sein Mitgefühl. Dann sagte er zu Kevins Mutter, dass er sich um die Beerdigung kümmern werde. Es sei vollkommen egal, wie teuer es wäre, er würde alle Kosten übernehmen. Sie sollte ihm nur die Summe nennen.

Das war krass. Die Familie kannte diesen Jungen nicht mal. Er kam einfach nur aus demselben Viertel. Ich konnte das gar nicht glauben, aber das war nur der Anfang. Der

Kerl gab jedem Kind, das gerade im Innenhof war, einen Fünfigmarkschein. Einfach so. Das war verdammt viel Geld für uns. Für Kinder, die sich sonst nicht einmal eine Tüte Süßigkeiten am Kiosk leisten konnten.

»Wer ist das?«, fragte ich Raffy, der neben mir saß.

»Das ist Dilovan. Den kennt hier doch jeder.«

Ich hatte noch nie etwas von einem Dilovan gehört. Aber ich nahm mir vor, mir seinen Namen zu merken.

Auf die Beerdigung am übernächsten Tag kam Dilovan mit einem schwarzen Anzug. Vor dem Friedhof trommelte er uns Jüngere zusammen und gab uns Geld. Davon sollten wir so viele Blumen kaufen, wie wir nur kriegen könnten und sie dann zum Friedhof bringen. Der ganze Block war da. Am Abend richtete Dilovan dann noch ein Grillfest am Sportplatz aus. Es gab da Sachen, die ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Gambas und Filetsteaks. Nichts davon kannte ich vorher. Das Grillfest diente nur dazu, uns Kinder wieder etwas aufzuheitern.

Ich wusste nicht genau, wer dieser Dilovan war und was er machte, aber mir imponierte der Kerl mit der goldenen Uhr schon damals.



Meine Familie, meine Freunde und die Leute aus meinem Block hielten umso mehr zusammen, desto weniger wir hatten. Und in meiner Kindheit hatten wir von allem zu wenig. Trotzdem habe ich sie als eine unbeschwertere Zeit in Erinnerung. Das sollte sich erst ändern, als ich elf Jahre alt wurde und auf das Gymnasium kam. Direkt gegenüber war die Haupt- und die Realschule. Nur eine Straße trennte die beiden Schulkomplexe. Aber ich hatte das Gefühl, es lagen Welten dazwischen. Meine ganzen Freunde aus dem Kindergarten und der Nachbarschaft kamen auf die Haupt- und die Realschule. Aus meinem Viertel war ich fast der einzige Kanake, der es auf das Gymnasium schaffte.

Eigentlich kein Problem. Ich freute mich, neue Leute kennenzulernen. Doch vom ersten Tag an wurde ich wie ein Außenseiter behandelt. Egal was war, Geburtstage, private Feiern – immer wurde die ganze Klasse eingeladen. Nur ich blieb außen vor. Ich verstand diese Abgrenzung nicht, aber es musste irgendetwas damit zu tun haben, dass ich ein Asi war. So nannten die Deutschen mich und die anderen Ausländer. Ich kannte dieses Wort gar nicht.

»Was soll das sein, ein Asi?«, fragte ich sogar mal einen Kumpel.

Wir dachten wirklich eine Zeit lang, dass Asi irgendeine Abkürzung für Ausländer wäre, weil die Deutschen auf der Schule ja alle Ausländer als Asis bezeichneten. Erst später kapierte ich, was sie uns damit sagen wollten.

Mit den Lehrern war es nicht besser. Sie waren nicht nur rassistisch, sie schienen das auch noch okay zu finden. Zumindest versteckten sie ihren Rassismus nicht. Als wir im Geschichtsunterricht über den Zweiten Weltkrieg sprachen, hätte es mich nicht gewundert, wenn ich in meinem Schulbuch einige Fotos von älteren Kollegen aus ihrer Hitlerjugendzeit entdeckt hätte. Die Lehrer kamen mit jemandem wie mir nicht klar. Und jemand wie ich, das war einfach jemand, der kein Deutscher war. Ein Ausländer halt. Oder ein Asi. Aber das war für die meisten ja sowieso dasselbe.

Am allerschlimmsten war mein Kunstlehrer. Herr Löhmann. Der Typ war aus irgendeinem Grund angeblich international recht bekannt und die Schule bildete sich viel darauf ein, dass er bei uns unterrichtete. Der Lutscher kam immer in seinem silbernen SL vorgefahren und behandelte mich wie den letzten Penner.

Er wusste, dass ich zeichnen kann. Aber es war ihm scheißegal. Während wir an etwas arbeiteten, ging er von Schüler zu Schüler und schaute sich die Werke an. Da konnten meine Mitschüler die schlechtesten Bilder der Welt zeichnen und er lobte sie trotzdem in den Himmel. Nur an mir ging er immer wortlos vorbei.

Als ich zwölf Jahre alt war und in die siebte Klasse kam, wurde für unsere Stufe ein Kunstwettbewerb ausgeschrieben. Wir sollten etwas zum Thema »Friede auf Erden« malen. Und das Beste: Es kam eine Crew von Graffiti-Künstlern extra aus New York angereist. Die Gewinner durften mit ihnen zusammen eine ganze Wand gestalten.

Jackpot, dachte ich. Das ist genau mein Ding. Ich legte mich voll ins Zeug. Ich wollte das unbedingt gewinnen. Ich habe tagelang an meinen Skizzen gearbeitet, Vorzeichnungen gemacht und am Ende einen Planeten gemalt, der von fünf Händen getragen wird. Alle Hände hatten unterschiedliche Hautfarben, sie standen für die fünf Kontinente. Ich habe in meinem ganzen Leben noch nie zuvor so viel Herzblut in etwas gesteckt. Ich war extrem stolz auf das Ergebnis und zeigte das Bild überall herum. Sogar meine Mitschüler gaben mir Respekt dafür. Sie klopfen dem Asi auf die Schulter. Und ich spürte, dass sie es dieses Mal ernst meinen. Ich dachte tagelang über nichts anderes mehr nach. Ich würde gewinnen, freute ich mich. Und vielleicht würde es sogar einen Artikel über mich und das Bild in der Zeitung geben. Das wäre zu krass.

Dann kam der große Tag. Alle unsere Bilder wurden ausgestellt und Löhmann sollte sich die besten zehn aussuchen. Er machte es spannend. Er stellte sich vor jedes Bild und betrachtete es wie ein Professor, der ein antikes Meisterwerk studiert. Geil, dachte ich. Mein Bild war mit Abstand das beste. Und er sollte sich ruhig Zeit nehmen, das auch zu würdigen. Löhmann war gewissenhaft. Er nahm sich für jedes Bild bestimmt eine Minute, betrachtete es von Nahem, dann mit ein paar Metern Abstand. Er ließ alles auf sich wirken, obwohl das meiste einfach nur Kindergekritzel war. Außer mir hatte niemand Bock auf diesen Kunstwettbewerb. Und so sahen die Beiträge auch aus.

Und dann ging Löhmann langsam auf meinen Block zu. Er blieb ein paar Sekunden stehen, musterte das Bild einmal, schaute mich an, dann wieder das Bild und blieb dann mit seinem Blick an mir hängen.

»Hast du das gemalt, Gerwan?«

Der dumme Pisser wusste genau wie ich heiße, aber ich ließ mich nicht provozieren. Nicht in meiner großen Stunde.

»Ja, Herr Löhmann.«

»Ganz nett«, sagte er. Und ging weiter. Nett? War das sein Ernst? Ich schaute mir die Bilder der anderen noch einmal an. Einer hatte eine Gruppe von Strichmännchen gemalt, die eine tanzende Strichmännchenkette bildeten. Und ein Junge hatte versucht, eine weiße Taube darzustellen. Aber das war keine Taube. Das war eine Maus mit Flügeln oder so was. »Michael«, sagte Löhmann zu meinem Mitschüler. »Das ist dir sehr, sehr gut gelungen.« Ich konnte es nicht fassen. Die Strichmännchenkette und die Flügelmaus wurden ausgewählt. Mein Bild nicht. Ich war am Boden zerstört.

Ein paar Tage später wurde an der Schule dann ein riesiges Mauerstück aufgebaut, das die Gewinner zusammen mit den New Yorker Künstlern gestalten durften. An dem Tag war die Hölle los: Die Presse war da, es kamen sogar Kamerateams, die einen Bericht für das Fernsehen drehten. Als die Wand fertig war, stand sie noch monatelang bei uns auf dem Schulhof. Ich musste sie mir jeden Tag anschauen. Jeden verdammten Tag. Sie stand da, wie ein beschissenes Mahnmal.

Irgendwann wurde sie dann endlich weggeräumt und ich war froh, dass ich die dumme Mauer nicht mehr sehen musste. »Na, wurde das Kunstwerk entsorgt?«, fragte ich Michael leicht schadenfroh.

»Nicht ganz«, antwortete er. »Die Künstler aus New York haben sie auf eine Welttournee mitgenommen.« Ich biss mir in die Faust.

Seit diesem Moment habe ich nie wieder etwas gezeichnet oder gemalt. Das Ding war für mich durch.